



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Memoiren

Briefe und Erinnerungen aus Alt-Wien.

Wem steigt bei solchem Namen nicht die „gute alte Zeit“ in ihrer glück- und leidüberwundenen Vergangenheit herauf, die uns alles zu besitzigen scheint, was unserem überhegten Leben fehlt? Wir denken an gemüthliches Geplauder am behaglichen Kamin, an fleißige Hände, die mit feiner Stick- oder Hätelarbeit anmutig beschäftigt sind, an Altwiener Salons, in denen sich Künstler und Gelehrte zu geistreichen Gesprächen im gastfreien Hause verstehender Frauen zusammenfanden. Wie heimelt uns das alles an; und sehnsüchtig zurückschauend fühlen wir, wie arm wir gegen unsere Urgroßmütter geworden sind. In dem rastlosen Sagen nach „Kultur“ und „Zivilisation“, und wie die Schlagworte alle heißen, waren wir nahe daran, das Beste, unser Gemüt, zu verlieren. Wir wollten uns „hinauspflanzen“ und merkten es nicht, wie entwurzelt wir waren. Erst der Ausbruch dieses schrecklichsten aller Kriege hat unseren atemlosen Lauf gehemmt, und in der plötzlichen, unheimlichen Stille mußten wir uns gestehen, daß wir Phantomen nachgejagt waren, die in unserer furchtbaren Not uns schnöde im Stich ließen. Da wendet man sich trostsuchend an die Vergangenheit, die so reich war, daß auch für uns noch etwas übrig blieb. Und gern greifen wir zu den unter der Leitung von Gustav Gugitz erscheinenden Bänden, die unter dem Gesamttitel: „Denkwürdigkeiten aus Alt-Oesterreich“ vom Verlag Georg Müller in München vereinigt sind. Die Ausstattung der einzelnen Werke ist, wie stets bei diesem Verlage, glänzend; reicher Bilderschmuck, zum

Teil nach bisher unbekanntem oder schwer zugänglichen Originalen oder seltenen Strichen, vervollständigt die Bände.

Da sind zunächst die „Denkwürdigkeiten aus meinem Leben 1769 bis 1843“ der Schriftstellerin Caroline Pichler (herausgegeben mit überreichlichen Anmerkungen von Emil Karl Blümmel), die einst eine Berühmtheit war, und die jeder, der Wien besuchte, gesehen haben mußte, gerade so wie den Stephansdom; der aber schaut auch heute noch in stolzer Höhe auf das neue Wien, während die Pichler und ihr Ruhm längst dahin sind. Maria Theresias ernste Augen haben noch auf der Kindheit der Dichterin geruht, und viele persönliche Züge weiß sie uns aus dem Leben der großen Kaiserin zu berichten, bei der ihre Mutter, Charlotte von Greiner, Kammerfrau und Vorleserin war. Wie viele der Großen, die uns unsterblich wurden, hat sie noch klein und unscheinbar gesehen; nur jung, so unwahrscheinlich jung und lebensfroh waren sie, wie wir uns einen Grillparzer, einen Bauernfeld, den schwermütigen Lenau und viele andere gar nicht recht vorstellen können. Friedrich Schlegel, Tieck, Clemens Brentano leben wieder auf. Mit Dorothea Schlegel verband Caroline herzliche Freundschaft, und sie spricht von der so viel Geschmähten in aufrichtiger Verehrung, die diese seltene Frau gewiß verdient hat. Auch Goethes friedlose Schwiegertochter Ottilie fand einmal Raft in Pichlers glücklichem Hause. Viel hören wir in diesen Denkwürdigkeiten von der Not der Zeit. Dreimal kamen die Franzosen in das schöne Land, mit allen blutigen Schrecken, mit Cholera und Hungersnot, die ein Krieg im Gefolge hat, bis es 1813 den verbündeten

Völkern endlich gelang, sich von dem unerträglichen Joch zu befreien. Aber was auch das Leben dieser Frau an Schicksalen gebracht hat, sie hat sie mutig ertragen und immer das Dasein geliebt. Selbst als ihr Ruhm schon zu ihren Lebzeiten verblich, ist sie nicht bitter geworden, sondern hat sich im Familienkreise der Tochter, bei den heranwachsenden Enteln soviel Sonne geholt, wie sie für ihren Lebensabend bedurfte. Als die Dichterin 1843 die müden Augen für immer schloß, da folgten nur wenig Getreue ihrem Sarg. Wie man auch über den literarischen Wert ihrer Bücher urteilen mag — sie hinterließ dreiundfünfzig umfangreiche Bände —, ihre Denkwürdigkeiten werden immer das Interesse der Nachwelt haben, denn sie hat es verstanden, mit starker Hand eine versunkene Epoche wieder ausleben zu lassen.

Fast aus derselben Zeit stammen die Aufzeichnungen der Gräfin Lulu Thürheim „Mein Leben. Erinnerungen aus Österreichs großer Welt“ (herausgegeben von René van Rhyen), und doch sind sie etwas völlig anderes. Diese Frau, die durch ihre Geburt, ihre Beziehungen und die Anmut ihres Auftretens, Zutritt zu den höchsten Kreisen hatte, dazu einen ungewöhnlichen Geist besaß, war wie keine andere in der Lage, uns in ihrem Tagebuch die Ereignisse des zu Ende gehenden achtzehnten und der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu schildern. Und sie tut es in so fesselnder, ja oft witziger Weise, daß man die vier stattlichen Bände von Anfang bis zu Ende mit nie erlahmendem Interesse liest. Die Verfasserin, die kurz vor der großen französischen Revolution geboren wurde, hat während ihres ganzen Lebens mit einem widrigen Schicksal zu ringen gehabt. Bunt und wechselnd läßt sie die Bilder ihrer Erlebnisse in ihrem Tagebuch an uns vorüberziehen; die schweren Jahre 1805, 1809, 1813, der fröhliche Kongreß, alles ist in leichtem Plauderton und doch mit historischer Wahrheit erzählt. Da sie außerdem vorzüglich zeichnete, ergänzte sie ihr Tagebuch durch zahlreiche Skizzen. Gräfin Lulu war eine große Dame im besten Sinne des Wortes, und nie hat das hohle Gesellschaftstreiben sie selbst verflachen lassen. Seit dem Jahre 1819 im Hause ihres

Schwagers Rasumoffsky, des russischen Gesandten, lebend, „der in Wien am meisten à la mode war“, dessen Auftreten und fabelhafter Reichtum bewundert und bespöttelt wurde, hat sie mit diesem und der Schwester große Reisen durch alle europäischen Länder gemacht und so ihren Gesichtskreis erweitert. Lulu von Thürheim hat eigentlich alles besessen, was ein Sterblicher sich wünschen kann: Glanz, Reichtum, Schönheit und Geist, und war doch nicht glücklich, weil ihr das Beste, die Liebe, fehlte. Erst an der Schwelle des Alters vermählte sie sich in heimlicher Ehe mit dem Sekretär ihres Schwagers, einem jungen Abenteuerer, der ihr schon nach sechs Monaten durch einen tragischen Tod entrisen wurde. Aber die persönlichen Verhältnisse sind nicht das Wichtigste in dem fesselnden Buche. Alles, was einen Namen hatte, ist erwähnt und oft nur mit wenigen Worten treffend charakterisiert. Es ist ein Ausschnitt aus Altwiens trüben und heiteren Tagen, so warm und lebendig, wie ihn trodene Geschichte niemals geben kann.

Der Wiener Kongreß! Er wird sowohl von Caroline Pichler als auch von Lulu Thürheim ausführlich erwähnt, aber der Franzose de la Garde schrieb über diese Flut von Festen und Vergnügungen zwei dicke Bände („Gemälde des Wiener Kongresses“), und wenn auch sein Bericht dem strengen Historiker keine reine Quelle bietet, aus der er unbesorgt schöpfen kann, so ist derselbe doch das erschöpfendste Werk, was es über diese einzige Veranstaltung gibt, die die „Könige in Ferien“ sich bereiteten. Welch eine federnde geistige und körperliche Beweglichkeit müssen die Menschen jener Tage besessen haben, daß sie sich nach dem furchtbaren Ringen der Freiheitskriege, denen Jahre der entsetzlichen Knechtschaft vorangegangen waren, in einen solchen Strudel des Vergnügens und der Lebensfreude stürzen konnten! Der Franzose de la Garde versteht es, gerade diese Seite besonders in die Erscheinung treten zu lassen, und bunt und wechselnd ziehen die Geschehnisse, wie die Bilder eines Kaleidostops, an dem trunkenen Auge vorüber.

Und nun zum Schluß noch ein vergessenes Buch von einem noch vergesseneren Österreicher.

(Friedrich Anton von Schönholz: Traditionen zur Charakteristik Osterreichs.) Ein Abenteuer, wie de la Garde, erzählt hier bald scherzend, bald philosophisch von Wiens Vergangenheit, Familien und Frauen und der Politik Osterrreichs. Das Ganze ist ein treffliches Spiegelbild der franzisceischen Zeit, das gewiß für manchen eine neue Quelle werden wird. Der Verfasser hat sein eigenes Leben in dichterischer Freiheit mit in seine Aufzeichnungen verflochten, und wenn auch nicht immer alles wahr ist, was er sagt, so ist es doch interessant und für seine Zeit charakteristisch.

Man sollte unsere deutsche Memoirenliteratur wirklich mehr pflegen und nicht immer denken, daß nur Frankreich das Land der klassischen Memoirenliteratur ist. Wir sind auch in dieser Beziehung wieder einmal viel zu bescheiden. Die wenigen Proben, die bis jetzt vorliegen, zeigen, daß auch wir unsere Erlebnisse in vollendeter Form niederzuschreiben vermögen. „Ein Land ohne Memoiren ist wie ein Haus ohne Spiegel!“

Heinz Amelung

Völkcrpsychologie

Händler und Helden. Patriotische Besinnungen von **Werner Sombart**. Verlag von Dunder u. Humblot in München und Leipzig, 1915.

Ist der Händlergeist Ursache oder Wirkung der wirtschaftlichen Entwicklung Englands? Eine geistvolle Französin hat das zweite geglaubt. Als gegen Ende des Jahres 1842 die Pariser Zeitungen sich über die inhumane Habgier der Engländer entrüsteten, die imstande seien, um Opium und Kattun einen Weltbrand zu entflammen, schalt Delphine Gay, die Gattin Emiles de Girardin, die Kollegen ungerecht; la France könne leicht nobel handeln (wenn sie das nur wirklich auch täte!), denn sie sei une noble châtelaine, die vom reichen Ertrage ihres fruchtbaren Landes ohne Sorgen lebe; das englische Volk dagegen lebe nicht vom Ertrage seines Bodens, sondern auf Kredit; der englische Staat sei ein Bankgeschäft, kein Naturgewächs, sondern ein Kunstbau, den ein Rechenfehler stürzen könne; die Engländer würden wahr-

scheinlich recht gern hochherzig und edel handeln, wenn sie könnten und dürften, aber ein Bankier dürfe nun einmal nicht sentimental sein. Sombart dagegen sieht das englische Händlertum aus dem englischen Geiste hervorgehen. Ich neige der Ansicht der Französin zu — aus zwei Gründen. Einmal, weil die Engländer (dieser Tatsache gedenkt auch Sombart flüchtig), trotzdem ihr Land sie zur Seefahrt einlud, bis ins fünfzehnte Jahrhundert ein Volk kriegerischer Bauern geblieben sind, das seine Finanzen von Italienern verwalteten, seinen Handel von deutschen Hanseaten besorgen ließ, und als es sich endlich der Industrie zuwandte, der niederländischen Lehrmeister bedurfte. (Den Handelsgeist der Italiener verbirgt den Augen der Nachwelt die aus Schönheit und Geist gewobene Aureole, die das mittelalterliche Stadtbürgertum Italiens umstrahlt.) Der andere Grund ist die englische Literatur. Abgesehen von Shakespeare, Milton und Byron, atmen auch die Novellisten deutschen Geist; nicht bloß die weltberühmten, sondern auch die Männer und Frauen zweiten und dritten Ranges. Die älteren wenigstens; die neueren kenne ich nicht. Zufällig lese ich gerade wieder einmal in den Novellenbänden, die Samuel Warren unter dem Titel *Diary of a late Physician* herausgegeben hat (welch ein lächerlicher Geschmack! würde ein Jüngster naserümpfend ausrufen, wenn er sich herabließe, in den alten Schmökern zu blättern), und finde darin wohl englische Zustände, aber keine Spur von Krämerhaftigkeit, vielmehr tiefes deutsches Gemüt und reine edle Gesinnung. Daß durchgreifende Industrialisierung und Kommerzialisierung den Volkscharakter verschlechtert, ist einer der Beweggründe, die mich bestimmen, den sehr maßgebenden Autoritäten zu opponieren, welche uns die englische Wirtschaftsverfassung als zu erstrebendes Ideal empfehlen — oder wenigstens bis zum Kriege empfohlen haben. Sombart stützt seine Auffassung hauptsächlich auf Thomas Morus, und es ist ja wirklich überraschend, wie getreu die Kriegsmoral und Kriegspraxis der Utopier die spätere englische Kriegführung und besonders die heutige spiegelt; doch schwächt Sombart selbst die Beweisraft der Utopia

mit der Bemerkung ab, man wisse bei Morus nie, wo der Ernst aufhöre und der Spott anfangen; das utopische Ideal der Kriegführung könne als Verhöhnung der Krämmer gemeint sein, die der große Kanzler schon emporkommen und Einfluß erlangen sah.

Sombart ist ein Meister der Darstellung. Aber während sonst die künstlerische Plastik seiner Gestalten entzückt, rauscht diesmal seine Rede als ein Feuerstrom dahin, in welchem die Flammen des Zornes und der Begeisterung lodern, einer Begeisterung, welche die der jungen Helden, denen die Schrift gewidmet ist, aufs neue entzünden wird. Sombart schildert die Undifferenziertheit, Rohheit, Platttheit des gesamten englischen Volkes einschließlich seiner Vornehmsten; seine oberflächliche, nur auf das Praktische gerichtete Wissenschaft und Philosophie; seine „hundsgehme“ utilitarisch-eudämonistische Ethik; die unanständigen Künste, mit denen England sein Reich zusammengeräubt und gegaunert habe, die Niedertracht seiner heutigen Kriegführung. Zur modernen Gesamtkultur habe es nur zwei Originalbeiträge geliefert, den Komfort und den Sport, und diese beiden Erzeugnisse englischer Händlerkultur seien wahrer Kultur im allerhöchsten Grade feind und abträglich.

Diesem häßlichen Bilde gegenüber läßt er die reine und hehre Gestalt des deutschen Helden erstrahlen: seine idealistische Philosophie und Dichtkunst (als Führer des Chors deutscher Großgeister schreitet Friedrich Nietzsche voran, nur sein „guter Europäer“ wird abgelehnt); seine Vaterlandsliebe: die opferbereite Hingabe ans „Ganze, das über uns lebt, das da ist auch ohne und gegen unsern Willen“ und die nichts zu tun habe „mit der gemütvollen Anhänglichkeit an die Heimat und die Scholle“; seine objektiv-organische Staatsidee, das Gegenteil der rousseauischen Vertragsidee und des englischen Nachwächterstaats; seinen Militarismus, das sichtbar gewordene Heldentum, in welchem er seine heldischen Grundsätze verwirklicht; die Pflege der Tugenden des freien Mannes (im Gegensatz zum englischen Kult der bürgerlichen Tugenden); seine Liebe zum Kriege, als dem Heiligsten auf Erden.

Vor dem Kriege sei diese Heldengefinnung verdunkelt gewesen; Verengländerung, Materialisierung, Kommerzialisierung, Verpöbelung, Verschwendung der Energie auf Nichtigkeiten habe um sich gegriffen; dieses Leben ohne Ideale sei nicht mehr Leben gewesen sondern ein Sterben, eine ekle, stinkende Verwesung, Vergebens habe man sich mit allerlei Rettungsversuchen abgemüht: mit Ethifizierung der einzelnen, mit dem Suchen nach einer neuen Religion, mit sozialen Idealen — das der Sozialdemokratie sei immer mehr händlerisch geworden —, bis endlich der Krieg die Rettung gebracht habe. „Eine Quelle unerschöpflichen idealistischen Heldentums war wieder aufgebrochen; im Vaterlande war ein Ideal lebendig geworden, das in der Reichweite jedes Menschen, auch des Ärmsten im Geiste gelegen war.“ Der Krieg nun lehre auch, was wir zu tun haben; er lege die Richtlinien unserer Politik und Volkserziehung fest. Viele Nachkommen zeugen und sie zu Helden erziehen, sei die nächste Aufgabe, ein stahlgepanzelter mächtiger Staat und in seinem Schutze ein freies tüchtiges Volk das zu verwirklichende Ideal. Nachdem wir über das Ziel uns klar geworden sind, dürften wir die Technik ihren Eroberungszug fortsetzen lassen, da ja unsere Mörder, Flugapparate und Unterseeboote den Sinn der Technik offenbar gemacht hätten. Jeder Internationalismus, sei es der ökonomische, der institutionelle, der Rechts- oder der Kulturinternationalismus, sei abzuweisen; wir genügen uns selbst und brauchen uns um die andern, die ja auch von uns nichts wissen wollen, nicht zu kümmern.

In der Ablehnung des englischen Wirtschaftssystems, des Manchesterturns, des Nachwächterstaates, des Darwinismus und in der Hochschätzung des Griechentums weiß ich mich mit Sombart eins. Aber seine Weltanschauung ist nicht die meinige, und daraus ergeben sich im einzelnen viele Differenzen, die ohne ausführliche Begründung aufzuzählen keinen Zweck hätte. Seiner Forderung, daß wir auf Expansion und Kolonisation verzichten sollen, muß ich aus sozialen, wirtschaftlichen und politischen Gründen widersprechen. (Doch verbietet er Gebietszer-

weiterung nicht unbedingt.) Zu den Gedanken Sombarts, die meiner Auffassung nahe kommen, die ich mir aber trotzdem nicht unverändert anzueignen vermag, gehört der folgende. „Nicht von Volk zu Volk gibt es einen Fortschritt zu Höherem; wir sind nicht weiter fortgeschritten als die Griechen es waren, wenn wir nicht Fortschritt im Sinne des Ingenieurs meinen. Vielmehr wirkt sich Gott

in den verschiedenen Volksindividualitäten aus, deren jede für sich fortschreitet, sich vervollkommnet, ihrer Idee sich annähert. Die einzelnen Völker blühen und welken wie Blumen im Garten Gottes.“ — Das kleine Buch atmet den Geist Treitschkes, und Männer dieses Geistes werden sich daran erbauen.

Dr. Carl Jentsch



Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Dichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Dichterfelde West, Sternstraße 56.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Dichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Köpenick 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Das anerkannt hervorragende

Filmmaterial

sichert den im In- und Ausland
patentierten

„Agfa“-Filmpacks eine unbestrittene
Führerrolle.

Hochempfindlich, Farbenempfindlich, Lichthoffrei
Kräftiges Material □ Keine Noncurlingschicht.
Praktische Metallpackung

Bei Benutzung von
„Agfa“-Rodinal zur Entwicklung
sind einwandfreie Resultate gewährleistet.

Näheres durch

„Agfa“-Prospekt und Broschüren
gratis durch Photohändler oder durch die

„Agfa“, Actien-Gesellschaft für Anilinfabrikation, Berlin SO.36.

